



HOFFUNGSVOLL bejubeln Anhänger von Barack Obama den 46-jährigen Senator in Chicago, der nach dem Super-Dienstag Mitbewerberin Hillary Clinton knapp auf den Fersen ist.



FREUDE ÜBER IHREN VORSPRUNG: Hillary Clinton und ihr Ehemann Bill bei einer Wahlparty in New York. Fotos: AP

Beide Kontrahenten sehen ein Unentschieden

Obama gewinnt einst als unerreichbar geltende Staaten / Clinton kann mit New York und Kalifornien punkten

Von unserem Korrespondenten Frank Herrmann

Washington. „New Jersey! Wow! Guck Dir das an!“ Es ist 21.28 Uhr, der Fernsehsender NBC erklärt Hillary Clinton zur Vorwahlsiegerin im hart umkämpften Ostküstenstaat New Jersey, neben ihrem Namen flackert ein gelbes Häkchen über die Mattscheibe. Man hört nicht, was die Experten im Studio sagen. Der Lärm im „Busboy and Poets“, an der U Street im Zentrum Washingtons, ertränkt ihre Stimmen. Das Häkchen reicht Jennifer Bowman, um loszujubeln und ein kleines Tänzchen aufzuführen.

21.30 Uhr, Alabama meldet, Barack Obama bekommt den Haken. Jennifer schweigt betreten, während Sheel Pandya neben ihr einen so urigen Freudenschrei ausstößt, als habe Harvard ihr gerade einen Lehrstuhl angeboten. So geht es rauf und runter, wie auf einer Achterbahn. Ein paar hundert Demokraten feiern im „Busboy and Poets“, einem Buchladen mit angeschlossener Knei-

pe, eine feuchtfröhliche Party samt Ergebnissgucken. Manche haben sich T-Shirts in Himmelblau übergestreift, der Farbe Clintons. Andere tragen Marineblau, die Farbe Obamas.

Wer es sein wird, das ist am Ende dieser Nacht genauso offen wie vorher. Es gibt ein paar Eckpunkte, aus denen sich ein leichter Vorteil für Clinton ableiten lässt. Sie holt Massachusetts. Dort hatte der Kennedy-Clan, gewissermaßen die Hausmacht, Obama empfohlen. Ihr glasklarer Triumph gilt als Überraschung. Als Nächstes gewinnt sie New York, den Bundesstaat, für den sie Junior-Senatorin ist und in dem Obama auf New York Citys legendäres Gespür fürs Neue, Schillernde gehofft hatte. Er gewinnt dafür Kansas, die Hei-

mat seiner Mutter, aber auch Ecken, die für den Sohn einer Weißen und eines Kenianers noch vor Monaten unerreichbar schienen. Idaho, Minnesota, Utah, konservativstes Amerika. Clintons PR-Stab wiederum bejubelt erste Plätze in „red states“ wie Tennessee oder Oklahoma, Hochburgen des rotfarbenen, republikanischen Lagers.

Schließlich der Hauptpreis, Kalifornien. Im „Busboy and Poets“ sind die Stühle längst hochgestellt, als sich an der Pazifikküste das Ergebnis herauschält. Kalifornien hat die meisten Delegiertenplätze für den Nominierungsparteitag im August zu vergeben. „Geht Obama dort eine Überraschung, ist er nicht mehr zu stoppen“, hatte Thomas Mann,

Politologe der Brookings Institution, wenige Stunden zuvor vor der Auslandspresse orakelt. Der Coup bleibt aus, in Kalifornien steht die Ampel für den Überflieger auf Rot. Wähler lateinamerikanischer und asiatischer Herkunft favorisieren Clinton, Afroamerikaner Obama, Weißhäutige stimmen fifty-fifty. Doch keiner der beiden Protagonisten wartet das kalifornische Resultat ab. Beide treten vorher vor ihre Anhänger, beide konstatieren im Grunde ein Unentschieden, Clinton in Midtown-Manhattan, Obama in Chicago. Angetan mit apricotfarbenem Kostüm, spricht die 60-Jährige von den Menschen, die ihr den Rücken stärken, von „all den Leuten, die nicht in den Schlagzeilen auftauchen“ – „Leute auf Spätschicht, Leute auf Nachtschicht, die Mutter mit ihrem weinenden Baby“.

Obama, 46, wie immer im schwarzen Anzug, erinnert daran, dass nur wenige mit ihm rechnet, im Februar vor einem Jahr, als er in Springfield, Illinois, seinen Hut in den Ring warf. „Was als Flüstern in Springfield begann, ist ein Chor von Millionen geworden.“

Clinton lag am Mittwochnachmittag MEZ nach einer Zählung von CNN bei etwa 800 Stimmen, Obama bei rund 730. Um auf dem republikanischen Nominierungskongress zu gewinnen, muss ein Bewerber mindestens 1191 der insgesamt 2380 Stimmen auf sich vereinen.

McCain kam laut CNN-Zwischenergebnissen auf mehr als 610, Romney auf über 280 und Huckabee auf rund 170. BNN

Wahlergebnisse

Im Einzelnen gewann Obama am Super-Dienstag in den Staaten Georgia, Illinois, Delaware, Alabama, Kansas, North Dakota, Connecticut, Utah, Minnesota, Colorado, Idaho, Missouri und Alaska.

Clinton siegte in Oklahoma, Tennessee, Arkansas, Massachusetts, New York, New Jersey, Arizona und Kalifornien. Bei den Republikanern siegte McCain in Illinois, New Jersey, Connecticut, Delaware, New York, Oklahoma, Arizona, Missouri und Kalifornien. Romney setzte sich in Massachusetts, Utah,

North Dakota, Minnesota, Montana, Colorado und Alaska durch. Huckabee entschied West Virginia, Arkansas, Alabama, Tennessee und Georgia für sich.

Experten hatten schon im Vorfeld nicht damit gerechnet, dass es bei den Demokraten am Super-Dienstag eine klare Entscheidung gibt. Auf deren Nominierungsparteitag ist für einen Sieg die Unterstützung von mindes-

ten 2025 der insgesamt 4049 Delegierten nötig.

Clinton lag am Mittwochnachmittag MEZ nach einer Zählung von CNN bei etwa 800 Stimmen, Obama bei rund 730. Um auf dem republikanischen Nominierungskongress zu gewinnen, muss ein Bewerber mindestens 1191 der insgesamt 2380 Stimmen auf sich vereinen.

McCain kam laut CNN-Zwischenergebnissen auf mehr als 610, Romney auf über 280 und Huckabee auf rund 170. BNN

Die süße Revanche eines Parteirebellen

John McCain gilt als ein Mann mit Prinzipien

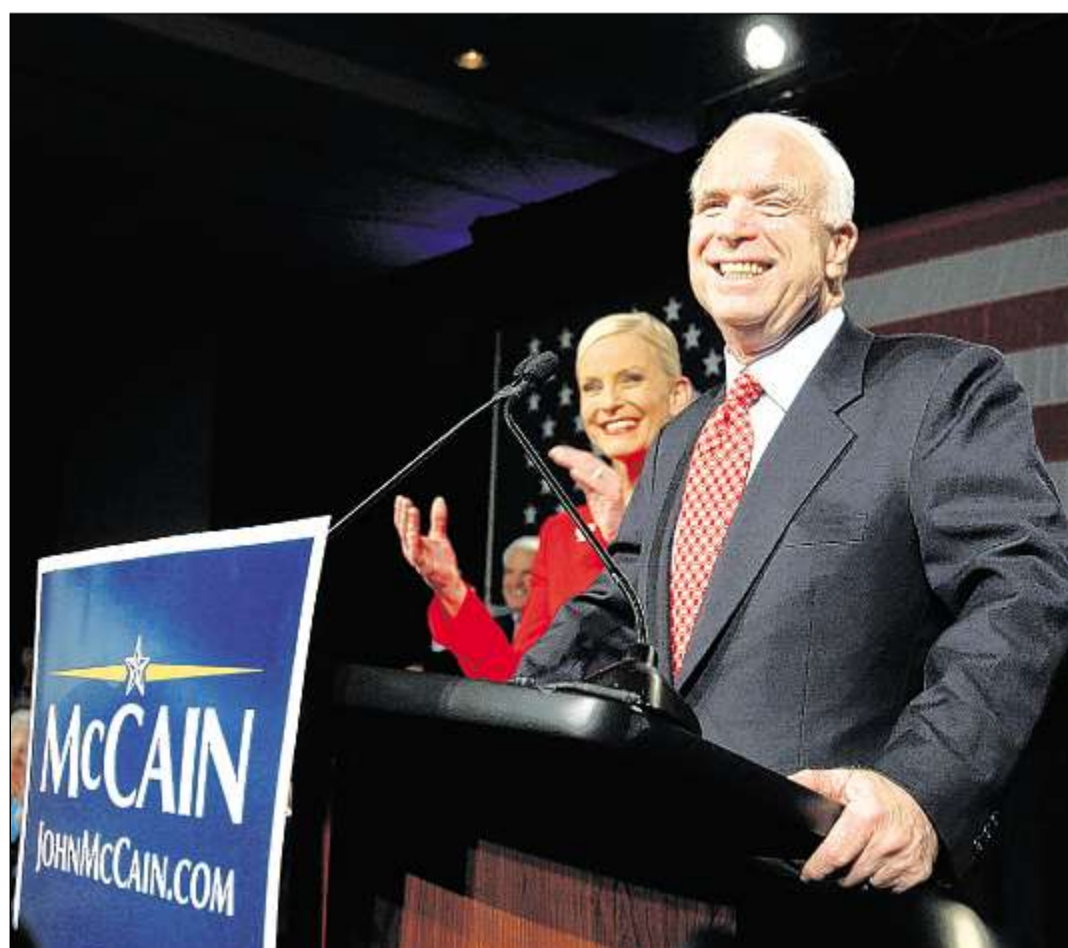
Von unserem Korrespondenten Frank Herrmann

Washington. „Bitte, gebt dem Mann das Mikrophon zurück. Er soll etwas erwidern können.“ Es war nur eine nebensächliche Szene, in einer Turnhalle in New Hampshire, kaum wahrgenommen inmitten der Flut großer Wahlkampfauftritte. Aber die Szene sprach Bände über die Art des John McCain. Es ging um Staatsbudget und Ausgabendisziplin. Ein Kritiker im Publikum wollte wissen, wie das wohl funktionieren soll: das Defizit ausgleichen, ohne die Steuern zu erhöhen. McCain sprach vom Sparen. Niemals würde er eine Brücke ins Nichts bauen, Geld verschwenden, um irgendein Inselchen vor Alaska mit dem Festland zu verbinden, sagte er. Den Kritiker

überzeugte das nicht, die Debatte wogte hin und her, wobei der Kandidat Wert darauf legte, den anderen immer wieder kornern zu lassen, mochten es seine Wahlhelfer auch eilig haben. McCain genoss die Kontroverse, anders als andere Bewerber, die von Fragestellern lediglich ein Stichwort erwarten, um zu langen Monologen ansetzen zu können. Zum Schluss stellte der alte Mann fest: „Mein Herr, ich überzeuge Sie nicht. Wenn Sie anderer Meinung sind, ist das gut so.“

Es ist die Freude am offenen Streit, die typisch ist für McCain. Er hat den Ruf, das zu sagen, was er für richtig hält, selbst wenn es ihm schadet. Eingefleischten Konservativen ist McCain zu wenig konservativ, was manche in barschen Tönen zu Kenntnis geben. „Wenn er unser Kandidat ist, dann ist Hillary unser Mädchen“, wettet die blondmähige Ann Coulter, die schrillste Sirene der Rechten. „Dann werde ich die Trommel für Hillary rühren.“ Nein, seine Partei liebt ihn nicht, den eigensinnigen Veteranen aus den Weiten des Westens, aus Arizona. Auf Stallgeruch bedachte Dogmatiker verzeihen ihm nicht, dass er in manchen Fragen eine Haltung bezieht, die sie für sträflich liberal halten. Um zwölf Millionen illegalen Einwanderern die Tür zur Legalität zu öffnen, bastelte McCain am (gescheiterten) Entwurf einer Amnestie, zusammen mit Edward Kennedy, einem Senatorenkollegen aus den demokratischen Reihen. Er ist gegen die Abtreibung, aber auch gegen ein absolutes Abtreibungsverbot, gegen die Ächtung schwuler Partnerschaften.

Was der Bush-Flügel von McCain hält, hat seine 95-jährige Mutter Roberta am markantesten illustriert. „Vielleicht nehmen sie ihn, aber wenn, dann nur mit zugehaltener Nase“, sagte die alte Dame und griff sich gespielt pikiert an ihr Geruchsorgan. Ein Parteisoldat ist „Senator Hothead“ nicht, aber darin liegt sei-



STRAHLEND zeigt sich der in Führung liegende Senator John McCain zusammen mit seiner Ehefrau Cindy bei einer Wahlparty in Phoenix. Foto: AP

ne Stärke. Wähler der Mitte achten ihn dafür, dass er den eigenen Prinzipien treu bleibt, sich nicht verbiegt.

Andere verehren ihn als Kriegshelden. Am 26. Oktober 1967 wurde sein Bomberflugzeug über Hanoi von einer Rakete getroffen, McCain katapultierte sich mit dem Schleudersitz aus der Maschine und landete am Fallschirm in einem See. Er brach sich das rechte Bein und beide Arme. Fünf Jahre blieb er in Gefangenschaft, wurde gefoltert und versuchte mindestens einmal, sich das Leben zu neh-

men. Bis heute kann er seine Arme nicht hoch genug heben, um sich zu kämmen.

Was ihn vielleicht am meisten befeuert, ist die Aussicht, indirekt Rache an George W. Bush zu nehmen. Es war Bush, der ihn 2000 im Vorwahlduell besiegte, auch mit schmutzigen Tricks. In South Carolina, wo Bush das Blatt wendete, behauptete eine Flüsterkampagne, McCain habe eine uneheliche Tochter mit einer Schwarzen. Tatsächlich hatte er ein dunkelhäutiges Mädchen aus Bangladesch adoptiert. Süß ist jetzt seine Revanche.

Strategie durchkreuzt

Wissenschaft bewertet Wahl

Heidelberg. „Die Obama-Manie ist heute ein bisschen gestoppt worden“, sagt der Politikwissenschaftler Martin Thunert mit Blick auf die Ergebnisse des Super-Dienstag. Doch wer endgültig das Rennen macht bei den Demokraten, darauf will er sich noch nicht festlegen. Ebenso Professor Manfred Berg, Inhaber eines Lehrstuhls für Amerikanische Geschichte der Universität Heidelberg: „Ich wäre noch nicht bereit, auf einen Sieger zu wetten.“ Dies gilt übrigens auch für die Wahl im November: „Da kann noch viel passieren“, ergänzt Professor Detlef Junker, beispielsweise eine internationale Sicherheitskrise, bei der sich eher der Republikaner John McCain profilieren könnte und die momentan abgeschlagenen Republikaner wieder Oberwasser bekä-

„Noch nicht bereit, auf einen Sieger zu wetten“

men. Zumal jetzt erst das gezielte Aufspüren schmutziger Wäsche durch die Wahlkampfstäbe beim jeweils anderen Kandidaten, so richtig beginne.

Auf jeden Fall findet das Kandidatenrennen am renommierten „Heidelberg Center for American Studies“, dessen Gründungsdirektor Detlef Junker ist, höchste Aufmerksamkeit. 2003 wurde es als Zentralinstitut der Universität gegründet und bündelt die Kompetenz aus sechs verschiedenen Fakultäten der Uni. Das Institut hat sich in den vergangenen Jahren als führendes Kompetenzzentrum der Amerikaforschung etabliert.

Nach Ansicht der Wissenschaftler hat das Ergebnis die Strategie der Parteien durchkreuzt, schon jetzt einen klaren Kandidaten zu haben. „Wir haben nun eine neue Situation“, so Thunert. Die Republikaner seien allerdings mit McCain („der beste von vielen mäßigen Kandidaten“) näher an einem Kandidaten als die Demokraten. Bei den Demokraten sei noch gar nichts entschieden. „Es besteht die Möglichkeit, dass diese Entscheidung erst beim Nominierungskongress der Demokraten fällt“, so Berg. Allerdings sieht man die Favoritenrolle bei Clinton, gerade auch weil sie bevölkerungsreiche Staaten wie Kalifornien und New York gewonnen hat. Bei den weiteren Vorwahlen müsste Obama dies ausgleichen und ebenfalls große Staaten gewinnen. Obamas Anhängerschaft sei (neben den Afroamerikanern) vorwiegend bei den gut ausgebildeten und gut verdienenden Weißen zu sehen, Clinton spreche eher Leute mit geringem Einkommen und weniger Bildung an. Kaum vorstellen können sich die Wissenschaftler, dass Obama als Vize für eine Präsidentschaftskandidatin Clinton ins Rennen geht. Zwar sei die Dynamik eines derartigen Duos riesengroß, doch groß sei auch das Sendungsbewusstsein der beiden.

Angesichts der hohen Erwartungen, die in Deutschland in Obama gesetzt werden, kann Professor Junker nur warnen: Es werde in Europa eine „Krise der enttäuschten Erwartungen“ geben. Egal wer gewinne, eine neue Regierung werde die Europäer zu mehr Einsatz oder stärker zur Kasse bitten. „Selbst Obama sagt, dass sich die USA ihre Politik nicht von den UN bestimmen lassen.“

Theo Westermann

Zitate

„Obwohl ich nie etwas gegen die Rolle des Underdogs hatte (...) - von heute Nacht an müssen wir uns an die Vorstellung gewöhnen, dass wir bei den Republikanern die Führenden im Rennen um die Präsidentschaftskandidatur der Vereinigten Staaten sind.“

(Der Republikaner John McCain in der Wahlnacht)

„Eines ist klar - dieser Wahlkampf geht weiter.“

(Der Republikaner und härteste McCain-Konkurrent Mitt Romney in der Wahlnacht)